

Ruth Balmer-Gfeller

Helene von Lerber

1896-1963

Nekr L 85

RUTH^v BALMER-GFELLER

Helene von Lerber

1896-1963

g 2371
Tref.



© by Berchtold Haller Verlag Bern
Druck: F. Graf-Lehmann

KINDHEIT UND JUGEND

Das Emmentaler Dorf Trubschachen, das am Anfang unseres Jahrhunderts nur aus wenigen Häusern bestand, liegt an der Einmündung des oft wilden Trubaches in die Ilfis. Steile Abhänge erheben sich, die Wald und Alpweiden tragen und mit vereinzelt Gehöften übersät sind. Hier, im alten, ganz aus Holz gebauten Pfarrhaus, auf dessen Dachfirst ein Glockentürmchen saß, im gleichen Haus wie Karl Stauffer-Bern, wurde Helene von Lerber am 31. Dezember 1896 als erstes Kind des Pfarrers Theodor von Lerber und seiner Frau, Helene Landis, geboren. Die Geburt war schwer, und das Kindchen schien zuerst kaum lebensfähig zu sein. Mit zwei Jahren erkrankte es an einer schweren Nierenentzündung. Daran knüpfte sich seine erste genaue Erinnerung: Der Arzt untersuchte es. Dann lag es im Kinderbett. Die Mutter saß bei ihm, zeigte ihm ein Bild und erzählte dazu eine Geschichte. Es verwunderte sich, daß sie mitten in der Erzählung zu schluchzen begann.

Helenes Spielkameraden waren die vier Geschwister, drei Schwestern und ein Bruder, die sich nach und nach einstellten. Der Vater hatte für die Kinder ein Doppelgesicht. In der Wohnung stand er ihnen

nahe, gehörte ganz ihnen. Wenn er aber in seiner Studierstube saß, durften sie ihn nicht stören, sogar im Hausgang dämpften sie die Stimme.

Theodor von Lerber war 1885 als Pfarrverweser nach Trubschachen gekommen, wo er im Frühling 1886 endgültig angestellt wurde. Ein unerschütterlicher Glaube und ein geradezu kindliches Gottvertrauen erfüllten ihn. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und unter vielen seelischen Nöten bereitete er jede Woche die Predigt vor. Er verkündete das Wort Gottes schlicht und volkstümlich.

Seine Vorfahren gehörten zu den patrizischen Familien der Stadt Bern. Sein Urgroßvater, Sigmund Ludwig von Lerber, 1723–1789, war Professor des Rechts und wurde als Großrat mit der Neubearbeitung des bernischen Zivilgesetzbuches betraut. Während sechs Jahren amtierte er als Landvogt in Trachselwald. Er veröffentlichte französische Gedichte und philosophische Schriften.

Der Großvater, Beat Rudolf von Lerber, 1788–1849, hatte die Rechte studiert und wurde in den Großen Rat gewählt. Daneben beschäftigte er sich mit Sprachstudien, die er von den klassischen Sprachen immer weiter auf die orientalischen ausdehnte. In der Politik liberal, richtete er sich im Glauben streng nach der Bibel. In seinen Schriften kämpfte er für Christentum und Demokratie. Zweimal wurde er aus Bern verbannt. Er rief die erste bernische Sonntagsschule ins Leben und war Mitbegründer der Evangelischen Gesellschaft.

Theodor von Lerbers Vater, Theodorich, 1823–1901, gründete und leitete das Freie Gymnasium in Bern. Er strebte nach strenger Gläubigkeit und klassischer Bildung. Seine Frau, Ida Gruner, 1830–1893, war eine Ururenkelin Albrecht von Hallers.

Beat Rudolf von Lerber vererbte seinen Nachkommen eine tiefe Frömmigkeit. Jeden Mittag zog sich der Trubschachener Pfarrer nach dem Essen zurück und betete mit seiner Frau für die Familie und die Gemeinde. Helene von Lerber schreibt in «Liebes altes Pfarrhaus»: «Dieses Mittagsgebet empfinde ich jetzt in der Rückerinnerung wie einen starken Schutzwall, den die Eltern um uns bauten, und er hat für uns alle gehalten.»

Wie ein guter Geist ging das Tanti, eine Schwester der Mutter, durch Helenes Kindheit. Trotz einer versteiften Hüfte war Tanti unentbehrlich. Es kam sofort, wenn jemand in der Familie krank war, und ohne seine Einfälle konnte man sich ein Familienfest nicht denken. Anna, das Dienstmädchen, sang den Kindern vor dem Einschlafen ein Lied und betrachtete mit ihnen am Sonntag, wenn die Eltern im Gottesdienst weilten, eine Kinderbibel.

Willkommene Abwechslung in das abgelegene Pfarrhaus brachten die zahlreichen Besuche von Verwandten und andern Gästen. Die Tanten kehrten ein. Vetter Robi und Kusine Erika verbrachten hier ihre Ferien. Die Landstörzerin Mareili schenkte den Kindern erbettelte Süßigkeiten. Der Orientalist Graf Eberhard von Mülinen, der mit Theodor von Lerber

ins Freie Gymnasium gegangen war, besuchte seinen ehemaligen Schulkameraden und erzählte ein arabisches Märchen. Missionare, die Vorträge hielten, brachten einen Hauch aus der weiten Welt.

Es verging kein Jahr, ohne daß die Kinder ein oder mehrere Male in der Steinburg in Richterswil bei den Großeltern mütterlicherseits die Ferien verbracht hätten. Die Mutter Helene von Lerbers, Fanny Helene Landis, stammte aus einem Kaufmannsgeschlecht. Johannes Hürlimann-Burkhard, der Ururgroßvater der Pfarrkinder, war Mousselinefabrikant, Gründer einer Färberei und Kattundruckerei, Rats Herr und Statthalter des Bezirks Horgen gewesen. Einer seiner Söhne, Hans Heinrich Hürlimann-Zürcher, 1806–1875, hatte Spinnereien besessen, zudem eine Stoffdruckerei in Richterswil und die Türkisch-Rotfärberei in Rapperswil. Er hatte etwa tausend Fabrikarbeiter und viele hundert Heimarbeiter beschäftigt. Seine Tochter Fanny hatte ihren Vetter, den Kaufmann und Obersten Heinrich Landis, geheiratet. Das waren Helene von Lerbers Großeltern. Großvater Landis mit seinem soldatischen Auftreten war ihr immer ein wenig unnahbar. Innig verbunden fühlte sie sich hingegen mit ihrer Großmutter, die sie zwar nur von einem Lichtbild her kannte, da sie nach der Geburt ihres vierten Kindes am Kindbettfieber gestorben war. Großpapas zweite Frau, die lebende Großmutter, machte keinen Unterschied zwischen den Enkeln aus der ersten Ehe ihres Mannes und den eigenen. Die Pfarrkinder fühlten sich an beiden Orten

daheim, im hölzernen Pfarrhaus mit seinen kleinen Stuben und in der Steinburg mit den saalartigen Zimmern, wie sie auch nebeneinander ein reines Berndeutsch und ein reines Zürichdeutsch sprachen.

Die Schule bereicherte Helenes Leben. Mit wahrer Entdeckerfreude suchte sie die Wörter im Lesebuch zu entziffern und den Zusammenhang zwischen den Bildern und den danebenstehenden Buchstaben herauszufinden. «Als wir dann ins dritte Schuljahr hinaufgerückt waren, hatten bereits Wonne und Leidenschaft des Aufsatzschreibens von mir Besitz ergriffen, und ich wartete jeden freien Augenblick mit Ungeduld ab, der mir gestattete, die Schiefertafel vollzukritzeln» («Liebes altes Pfarrhaus»). Daheim begann sie ein Tagebuch zu führen. Weniger freundlich als die Buchstaben waren ihr die Zahlen gesinnt. Auch die Handarbeitsstunden liebte sie nicht, besonders im Sommer, wenn die Hände beim Stricken oder Nähen schweißig wurden. Im vierten Schuljahr fesselten sie vor allem die Naturkunde und die Geographie. Sie lernte viele Pflanzennamen kennen, sammelte auf Spaziergängen Blumen und Gräser, preßte sie und klebte sie auf. In der Geographie betrachtete sie besonders gerne die Landkarte des Emmentals und des Entlebuch. Oft stand sie in der Pause davor und prägte sich Ortschaften, Berge, Flüsse, Eisenbahnlinien und Straßen ein. Ein Gedicht von Karl Gerok, das sie auswendiglernen mußte, gefiel ihr so gut, daß Tanti ihr sämtliche Gedichtbändchen schenkte, die es von Gerok besaß. Das Kind las sie mit Eifer und fühlte

schmerzlich den Abstand zu den eigenen Versen, die es jeweils den Eltern zum Geburtstag schenkte.

Ein großes Erlebnis war es immer, wenn Helene ihren Vater auf Gängen zu entfernten Bauernhöfen begleiten durfte. Er kannte viele Blumen und Gräser und nannte ihr die Namen der Bäche, Täler und Eggen. Wenn der Weg sie hoch hinauf führte, stiegen hinter den Hügeln die fernen Alpen empor.

Neben dieser freundlichen Welt gab es auch eine unheimliche. Auf Spaziergängen sahen die Kinder Apfelbäume, um deren Stämme oder Äste ein Tüchlein gewickelt war, mit dem man einem Sterbenden den letzten Schweiß abgewischt hatte. Die Leute glaubten, wenn das Tuch zerfalle, habe die Seele des Toten Ruhe gefunden. Einmal flößte den Kindern eine Geisteskranke Angst und Schrecken ein. Jenseits der Ilfis stand das graue, verlassene Siechenhaus, an dem Helene immer voller Gruseln vorbeilief. Nicht weit davon entfernt zweigte der Ramserengraben ab, wo die letzte Hinrichtung im Kanton Bern stattgefunden hat.

Eine ungetrübte Freudenquelle waren für Helene die Bücher. Das erste, ein Bilderbuch, schenkte ihr der Großpapa und Pate von Lerber. Gerade die Bilderbücher regten sie an. Sie betrachtete ein Bild und erzählte dann laut, meistens schriftdeutsch, lange Geschichten. Wenn ihr eine Erzählung nicht gelang, unterbrach sie sich und begann von vorne. Dabei fühlte sie sich so glücklich und gehoben wie später beim Bücherschreiben.

Vieles änderte sich, als Helene in die Sekundarschule in Langnau aufgenommen wurde. Bisher hatte sie mit ein paar Schritten den Schulhof erreicht, jetzt mußte sie eine gute Stunde marschieren. Es war für sie eine große Erleichterung, als ihr Großpapa Landis ein Fahrrad schenkte und sie damit durch den frühen Morgen sausen konnte. Aufsatz war immer noch ihr Lieblingsfach. Rechnen und Handarbeiten entlockten ihr manchen Seufzer. Das Schlimmste war das Turnen. Besonders vor dem Reck empfand sie große Angst. Im ersten Sekundarschulwinter wurde das Kind von einer Brustfellentzündung befallen. Es genes erst, als es mit Tanti im Frühling mehrere Wochen in Locarno weilen durfte.

Kaum hatte es nach der Rückkehr wieder von seiner Heimat Besitz ergriffen, teilten die Eltern den Kindern mit, daß sie im Herbst Trubschachen für immer verlassen mußten. Theodor von Lerber sollte in Bern die Stelle eines Sekretärs der Evangelischen Gesellschaft annehmen. Der Entschluß, seine Trubschachener Gemeinde zu verlassen, der er über zwanzig Jahre lang gedient hatte, fiel ihm nicht leicht. Es wäre ihn noch viel härter angekommen, wenn er nicht gewußt hätte, daß er mit der Landbevölkerung verbunden bleiben würde, da er fast jeden Sonntag aufs Land reisen konnte, um in den Vereinshäusern der Evangelischen Gesellschaft Ansprachen oder Bibelstunden zu halten. Helene mußte Abschied nehmen vom alten Pfarrhaus, von der geliebten Lehrerin, Fräulein Flora Liechti, von Gretli und Leni, den bei-

den Freundinnen. Die Familie wohnte nun an der Laupenstraße, bis die Eltern 1915 am Waldhöhweg ein Haus kauften.

An einem trüben Novembertag zeigte der Vater Helene das Haus an der Nägelligasse, in dem sie fortan die Sekundarschule besuchen sollte. Sie murrte, in einem so wüsten Schulhaus, in dem man noch zu viert in uralten Bänken sitzen müsse, begehre sie nicht zur Schule zu gehen. Sie ahnte nicht, daß sie gerade hier, in der Neuen Mädchenschule, ihre Lebensaufgabe finden würde. Sie lebte sich bald in die neue Umgebung ein. Mit ihrer dritten Schulfreundin, Nadine, spielte sie gerne Scharade. In diesem Silbenspiel konnte sich ihre Phantasie frei betätigen. In das wüste Schulhaus ging sie bald gerne. Was schadeten die alten Bänke, wenn eine Lehrerin unterrichtete, für die man schwärmte! Fräulein Anna Bühler sprach ein wundervolles Deutsch, war aber auch in der französischen und englischen Sprache sehr gewandt. Auch das Kartenlesen bei ihr war ein großes Vergnügen. Helene war von einem solchen Eifer erfüllt, daß sie noch viele Jahre später, wenn von einem fremden Erdteil die Rede war, gleich die betreffende Landkarte vor sich sah. Glühend verehrte sie ihre Lehrerin und liebte sie heimlich. Als diese sich einmal nach einem Besuch bei den Eltern verabschiedet hatte, küßte das Kind alle Stellen, die sie berührt hatte.

Ein Höhepunkt in der Sekundarschulzeit war im Winter 1911/12 die Aufführung des Singspiels von Attenhofer, «Es war einmal» im großen Kasinosaal.

In den Handarbeits- und Zeichenstunden durften bunte Papierblumen gefertigt werden. Lieder und Reigen wurden gelernt. Stolz erfüllte die Herzen der Mädchen, auch wenn sie nicht die Fee oder das Aschenbrödel, sondern nur ein Täubchen oder eine Rosenknospe sein konnten.

Nach dem Schulaustritt im Frühling 1912 folgten heitere und dunkle Tage für das junge Mädchen. Es war glücklich, daß es bei seinem Vater die Unterweisung besuchen und Lateinstunden nehmen durfte. Er war für Helene schon damals ein Vorbild an Glauben, Milde und Güte. Sie hatte diesen Halt nötig. Immer wieder erkältete sie sich und litt an Blasenkatarrh. Wie Gespenster schlichen in den Tagen des Krankseins trübe Gedanken an sie heran. Das regelmäßige Leben und die volle Beschäftigung taten ihr gut, als sie im Frühling 1913 ins Freie Gymnasium eintrat. Als Gymnasiastin las sie im Homer, den ihr Großvater, der Gründer dieser Schule, im Unterricht verwendet hatte. Auf die Ränder hatte er viele Namen von Schülern mit den ihnen zugeordneten Noten gekritzelt.

Im Herbst 1917 bestand sie das Maturitätsexamen des Kantons Bern. Den darauffolgenden Winter brachte sie im Welschland zu. Dann ließ sie sich an der Berner Hochschule einschreiben und studierte neuere deutsche Literatur, Germanistik und neuere französische Literatur. Ihre Lehrer waren die Professoren Harry Maync, Samuel Singer, Jonas Fränkel und Gonzague de Reynold. Helene stürzte sich hin-

ein in die Arbeit. Mit Leib und Seele fühlte sie sich Studentin. Sie wollte ganz für die Wissenschaft und die Kunst leben. Aber gerade dieses freudige Sich-Hingeben barg Gefahren. Ein paar Jahre später schrieb sie in einem Bericht über eine Englandreise: «Das College erzieht zur Gemeinschaft, und darin sehe ich seinen größten Wert. Die Studentin läuft naturgemäß Gefahr, egoistisch zu werden. Ich rede hier aus eigener Erfahrung. Durch die Vorbereitung auf ihren Beruf ist sie gezwungen, in erster Linie an sich zu denken. Sie ist noch nicht die Gebende, sondern erst die Empfangende, was Wunder, wenn sie sich schließlich als Mittelpunkt alles Geschehens sieht?»

In der christlichen Studentenvereinigung lernte sie Menschen aus aller Welt kennen. Sie konnte fröhlich und ausgelassen sein. Es machte ihr nichts aus, die Tracht eines ihrer Vorfahren anzuziehen und als Ratsherr von Lerber durch die Stadt zu marschieren.

Im Sommerhalbjahr 1920 studierte sie in Heidelberg. Neben fleißiger Arbeit erforschte sie mit Entdeckerlust die malerische Stadt und das Schloß. Im Winter 1920/21 erfüllte sich ihr ein sehnlicher Wunsch: sie durfte sich in Paris weiterbilden. Ihre Liebe zur französischen Sprache wurzelte in der Verbundenheit mit den patrizischen Ahnen, die nach damaliger Sitte französisch gesprochen und geschrieben hatten. Geschichte und Kunst regten sie an, zu dichten. «Trianon» und «Notre-Dame» veröffentlichte sie 1927 in der Zeitschrift «Die Garbe».

Als Helene von Lerber nach Bern zurückgekehrt

war, gab ihr Herr Professor Harry Maync das Thema für eine Seminararbeit: «Der Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf Conrad Ferdinand Meyer und seine Dichtung». Sie erweiterte die Abhandlung zu einer Doktorarbeit. Sie stellte zuerst fest, wann und warum sich C. F. Meyer in französischem Gebiet aufhielt. Dann suchte sie herauszufinden, ob er in seinen Briefen, Übersetzungen und in seinem Dichtwerk von französischen Schriftstellern beeinflußt wurde. Im letzten Kapitel wog sie die deutschen und die französischen Züge ab und kam zum Ergebnis, daß Meyer bis 1870 fast ausschließlich unter dem Einfluß französischen Geisteslebens stand, sich aber nachher bewußt Deutschland zuwandte. Der französische Einfluß kam vor allem in der Form des Dichtwerkes zum Ausdruck, während die deutsche Seite den Inhalt bestimmte.

Die Doktorprüfung bestand Helene von Lerber im November 1923. Dann bereitete sie sich auf die Gymnasiallehrerprüfung vor. Als drittes Fach wählte sie Englisch. Für die englische Sprach- und Literaturwissenschaft war in Bern erst im Frühling 1923 ein eigener Lehrstuhl geschaffen worden, den Herbert Schöffler von Leipzig bekleidete. An den Studienaufenthalt in England dachte Helene von Lerber immer wieder zurück, als sie später am Seminar Englischstunden erteilte. Da erzählte sie, daß sie am ersten Abend nicht herausfand, wie man das Fenster öffnete und ohne frische Luft schlafen mußte. Sie schilderte, wie sie im Haushalt mithalf und den Rasen mähte, wie sie

im dichten Nebel nur ganz langsam und vorsichtig gehen konnte und wie lustig es war, in einem zwei-stöckigen Bus zu fahren.

1925 erhielt sie von der Universität Bern als erste Frau die Haller-Medaille. Ein Jahr später legte sie die Gymnasiallehrerprüfung ab. In der Lehrprobe in Deutsch erhielt sie die Aufgabe, den Brief vom 10. Mai aus Goethes «Leiden des jungen Werther» zu erklären. Ein ordentlicher Schrecken durchfuhr sie, als sie vernahm, der Klassenlehrer habe mit den Schülern Goethe überhaupt noch nicht durchgenommen.

Schon als Studentin und auch später als Seminarlehrerin besuchte sie die Vorlesungen von Professor Ernst Gaugler an der christkatholischen Fakultät. Sie setzte sich damals stark mit der katholischen Glaubenslehre auseinander. Daraus wuchs ihre erste größere Erzählung, «Die Himmelsbraut».

In den zwanziger und dreißiger Jahren war es schwer, eine Lehrstelle zu finden. Helene von Lerber hielt viele Vertretungen. Lachend erzählte sie noch im Alter, in Zug habe sie sogar eine Zeitlang Mathematik unterrichtet. Im Frühling 1928 wurde sie dann aus siebzehn Bewerbern als Lehrerin für Pädagogik, Psychologie und Deutsch ans Seminar der Neuen Mädchenschule gewählt. Schon ihr Großvater, Theodorich von Lerber, hatte von 1853–1857 als Seminarvorsteher und Geschichtslehrer hier gewirkt, und der Vater war seit 1909 Mitglied der Direktion. Vater und Tochter fühlten sich nun noch enger verbunden als früher. Sie waren beide von der Notwendigkeit der Freien Schulen überzeugt. Sie wußten, daß es die gleiche Bildungsaufgabe zu erfüllen gab wie an der Staatsschule, daß aber aller Unterricht auf eine christliche Grundlage aufgebaut werden mußte. Auf dieses Ziel wiesen die Worte, die über dem Eingang zur Neuen Mädchenschule standen: ORA ET LABORA. Die junge Seminarlehrerin durfte jederzeit mit ihren Schulfragen zum Vater gehen und fand bei ihm stets

* Bete und arbeite.

ein tiefes Verständnis. Er machte ihr auch einige Schulbesuche. Einmal war er an einer Aufnahmeprüfung dabei und sagte hernach, sie hätte schwere Fragen gestellt. Er würde allen Mädchen gute Noten erteilen. Helene war beeindruckt von dieser Milde und Güte der Jugend gegenüber.

Mit den Angehörigen bangte sie oft, der Vater, der sich neben den strengen Amtspflichten eifrigem Bibelstudium hingab, überarbeite sich. Sie hatte nicht vergeblich Angst. Am Sonntag, dem 7. Juni 1931, stand Herr Pfarrer von Lerber etwas früher als die andern vom Mittagessen auf, weil er an einem Gesangsgottesdienst in der Kirche Bremgarten «Einiges aus der Geschichte der Evangelischen Gesellschaft» schildern wollte. Fröhlich verabschiedete er sich; seiner Frau sagte er noch ein Scherzwort. Nach dem Vortrag, in dem er seiner Liebe zur Evangelischen Gesellschaft besonders Ausdruck gegeben hatte, führten ihn Freunde in einem Auto heim. Mitten auf der Fahrt ereilte ihn ein Herzschlag. In tiefer Erschütterung wurde es Helene bewußt, wieviel sie verloren hatte. Sie konnte es kaum fassen.

In den folgenden Jahren widmete sie sich ganz der Mutter. Manchen Wunsch unterdrückte sie ihr zuliebe. Mit ihr besuchte sie die Geschwister, die alle verheiratet waren.

Ihren Lehrerinnenberuf übte sie mit jugendlicher Begeisterung aus. Neben den Stunden an der Fortbildungsklasse und am Seminar erteilte sie einige Zeit Lateinunterricht an der Sekundarschule. Es bedeutete

etwas ganz Neues, als die Seminarklassen am 23. und 26. Januar 1932 im Freien Gymnasium mit Einzel- und Gruppenvorträgen, Sprechchören und Gesang auftraten. Fräulein Dr. von Lerber und Fräulein Geißbühler, die Musiklehrerin, leiteten den Abend. Ein weiterer Höhepunkt im Schulleben war 1937 die Aufführung von «Hanneles Himmelfahrt» von Gerhart Hauptmann, die sie mit der obersten Seminarklasse eingeübt hatte.

Ihre emsige, frohe Tätigkeit wurde jäh eingedämmt, als die Mutter einen Hirnschlag erlitt. Als sich ihr Zustand immer verschlimmerte und die Kräfte abnahmen, ließ sich Helene ein Jahr von der Schule beurlauben, um sich ganz der Pflege zu widmen. Die Kranke war nur noch mit dem Körper anwesend, als der Tod sie 1942 nach dreijähriger Leidenszeit erlöste.

Helene von Lerber unterrichtete im Laufe der Jahre verschiedene Fächer, zuletzt Deutsch, Religion und Englisch. Die sprachliche Ausbildung der angehenden Lehrerinnen lag ihr sehr am Herzen. Deshalb war ihr Deutschunterricht auch so vielseitig. Im ersten Seminarjahr begann Fräulein Doktor bei der althochdeutschen Dichtung, erzählte dann von Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg und ließ uns Minnelieder übersetzen. Sie verstärkte nun den Eindruck, indem sie mit uns in andern Stunden den «Hadlaub» besprach, wo Gottfried Keller die Entstehung der berühmten Manessehandschrift schildert. Dadurch erhielten wir ein leben-

diges Bild aus der Zeit des Minnesangs. Wir mußten daheim jeweils ein Stück lesen und das Gelesene ausführlich wiedererzählen. Oder dann lasen wir in der Stunde, und Fräulein Doktor verbesserte unsere Aussprache. Sie machte uns auf stilistische Besonderheiten aufmerksam. Wir suchten im «Hadlaub» Bilder und Vergleiche aus der Natur, humoristische, realistische und romantische Stellen. Solche Übungen spornten uns an, in den Aufsätzen auch etwa einen Vergleich zu wagen, was uns Ruhm einbrachte, wenn er nicht allzusehr an den Haaren herbeigezogen war.

Helene von Lerber, die von Bildern lebhaft angesprochen wurde, versuchte möglichst anschaulich zu unterrichten. Sie zeigte uns beim Lesen des «Hadlaub» Bilder aus der Manessehandschrift. Wir versammelten uns in einem Halbkreis um das Lehrerpult und sahen die Sänger: den alten Herrn Jakob von Wart, der in einer ganz mit Rosen bedeckten Wanne badete, Hartmann von Aue, der mit einem riesigen Helm auf dem Kopf auf einem kleinen Rößlein einherritt, oder die sieben Liederdichter, die ineinandergedrängt auf einer Bank saßen, während oben der Landgraf Hermann und die Landgräfin Sophie als Richter sich breit machten.

Zwischen dem Betrachten der Bilder fand man Zeit, die Lehrerin einmal aus der Nähe anzublicken. Ihr Gesicht war von unzähligen Fältchen durchfurcht. Die dünnen grauweißen Haare hatte sie auf der Seite gescheitelt und im Nacken zu einem Knoten gewunden. Es kam vor, daß sich daraus eine Haar-

nadel löste und klirrend zu Boden fiel. Fräulein Doktor war kurzsichtig. Sie trug eine Brille mit dicken Gläsern. Wenn sie unterrichtete oder mit jemandem sprach, leuchtete und strahlte ihr Gesicht. Glaubte sie sich aber nicht beobachtet, so war ihr Ausdruck ernst, streng und versunken.

Ein wichtiges Anliegen waren ihr die Aufsätze. Hier lernte sie die Schülerinnen kennen, vernahm von ihren Freuden, Leiden und Fragen. Wenn sie das Gefühl hatte, mit einer Seminaristin stimme etwas nicht, so bat sie diese, ihr die schwere Mappe heimzutragen. Mit feinem Herzenstakt forschte sie dann nach den Sorgen und versuchte zu helfen. Einmal erzählte ihr eine Schülerin, sie habe ein gelähmtes Schwesterchen, das gerne lese, aber fast keine Bücher besitze. Von da an schickte ihm Fräulein Doktor alle zwei Wochen ein Bücherpaket und ein Briefchen, dreizehn Jahre lang, bis es sterben konnte.

Helene von Lerber war nicht eine glänzende Lehrerin. Sie entflammte die Mädchen nicht zu hoher Begeisterung und Bewunderung. Mitreißen konnte und wollte sie nicht. Sie hatte große Ehrfurcht vor der Eigenart anderer Menschen. Deshalb wurde sie nicht von allen richtig eingeschätzt. Man wagte zu schwatzen, unter dem Pult zu stricken, und ein Gekicher verbreitete sich, wenn einem dabei eine Stricknadel zu Boden fiel. Da man wußte, daß Fräulein Doktor sehr kurzsichtig war, konnte man ruhig beim Auf-sagen eines Gedichtes das Buch offen auf dem Pult haben.

In den Religionsstunden standen alle unter dem Eindruck einer reichen christlichen Persönlichkeit, auch diejenigen, die sich nicht zu den Grundsätzen der Neuen Mädchenschule bekannten oder die Art, wie Fräulein Doktor unterrichtete, langweilig fanden. Ihr Glaube wirkte echt, es war nichts Gekünsteltes daran. Anschauung und Lebenswandel stimmten so ganz überein, daß es die Mädchen beeindrucken mußte. Sie wirkte weniger durch das, was sie sagte, als durch ihre Haltung, durch die echte Gläubigkeit, durch ihre Ruhe und Geklärtheit. Oft litt sie unter dem Gedanken, daß ihre Religionsstunden unzulänglich seien und daß es ihrer Wortverkündigung an Überzeugungskraft fehle. Wie ermutigte es sie dann, wenn sie merkte, daß sie der einen oder andern Schülerin doch etwas auf den Lebensweg mitgeben konnte.

Helene von Lerber besaß eine ungewöhnliche Schaffenskraft. Neben der Schul- und Schriftstellerarbeit erledigte sie eine Fülle von Pflichten. Tag für Tag brachte die Post Briefe, die beantwortet werden mußten. Viele Frauenvereine baten sie um einen Vortrag. Sie erteilte Kurse an der Volkshochschule, verschickte die Einzahlungsscheine der Ärztemission und nahm als Kirchgemeinderätin an mancher Sitzung teil, die bis tief in die Nacht dauerte. Am Sonntag aber arbeitete sie nie. Da besuchte sie die Predigt. Der Sonntag schenkte ihr Andacht, Innerlichkeit. In der Stille hielt sie Zwiesprache mit Gott und sammelte Kraft, um die ihr bestimmten Aufgaben zu bewältigen.

Eine unerschöpfliche Quelle für Helene von Lerbers schriftstellerisches Werk war ihre Menschenkenntnis. Innig verfolgte sie die Schicksale ihrer Verwandten, Freundinnen, Schülerinnen und Bekannten. Weil sie ledig war, hing sie sehr an ihrer Familie. Sie hatte zwar nicht Zeit, ihre vier Geschwister oft zu besuchen, aber stets nahm sie Anteil an ihrem Ergehen. Sie hatte Freude an den Nichten und Neffen. Am 15. September 1935 schrieb sie in das Gästebuch einer Schwester: «Betttag in Dießbach und zwar nicht in der Kirche gefeiert, sondern bei den lieben Kinderlein, was ja auch ein Gottesdienst besonderer Art sein kann, besonders wenn man in die unschuldigen Blauaugen von klein Dorothea sieht und einem dabei das Jesuswort in den Sinn kommt: ‚Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder...‘»

Die «Tantegotte» vergaß keinen Geburtstag. War jemand krank oder drückten sonst schwere Sorgen, so eilte sie, wenn es ihr möglich war, zu Hilfe. Mit jedem Neffen unternahm sie nach bestandener Maturität eine große Reise. War sie zu einer Hochzeit eingeladen, so schrieb sie ein Theaterstück und half bei der Aufführung mit. Die angeheirateten Nichten

und Neffen schloß sie ebenfalls in ihr Tantenherz ein. Von neuem regten sich mütterliche Gefühle in ihr, als sie Großtante wurde.

Auch an der übrigen Verwandtschaft hing sie sehr. Mindestens jedes Jahr einmal weilte sie ein paar Tage bei Tante Ideli in der Steinburg in Richterswil. Sie besuchte Tante Emma im Burgerspital und reiste mehrmals zu Verwandten in Südfrankreich. Für alle betete sie, und allen schrieb sie.

Als kostbares Gut hegte und pflegte sie die Freundschaften. Sie hatte die Eigenart, daß sie selten einen Namen nannte. Wenn sie erzählte, so sagte sie: «Meine Freundin in Heidelberg..., meine Freundin in Österreich...» Man hatte deshalb keine Übersicht über ihren Freundeskreis. Man spürte nur, daß er groß war und beinahe die Erde umspannte. Sie war bis zuletzt in Briefwechsel mit einem Kinderfräulein aus der Trubschachener Zeit, das nach Australien gezogen war. Mit einem andern Kinderfräulein, das in Österreich lebte, unterbrach sie die Verbindung ebenfalls nicht bis zu dessen Tod. Auch einige ehemalige Haushälterinnen besuchte sie regelmäßig. Freundschaften aus der Gymnasial- und Studienzeit hielt sie bis zuletzt aufrecht. In einem schönen Verhältnis stand sie zu ihrer Putzfrau. Deren Großkinder schenkten ihr zu Weihnachten etwas Selbstgebasteltes: einmal einen Serviettenring, ein andermal einen Stern aus Trinkhalmen. Die Putzfrau war überempfindlich gegen Primeln. Liebevoll räumte Helene am Putztag diese Stöcklein weg. An den Lehrerinnen-Bibelkursen

auf dem Hasliberg und in Adelboden gesellte sie sich zu denen, die niemanden hatten und in der großen Masse ein wenig verloren waren. Sie hatte ein feines Gefühl für die Wünsche anderer. Da konnte sie ganz unvermittelt fragen: «Wollen wir diesen Nachmittag spaziergehen?»

Helene von Lerber sprach wenig von sich selber. Sie war überhaupt eher verschlossen und zurückhaltend. Wenn ihr aber eine Schülerin Zuneigung entgegenbrachte, fand diese mit der Zeit eine mütterliche Freundin an ihr. Sie kannte die jungen Mädchen gut. Sie wußte, daß sie eine schwierige Entwicklungsstufe durchlebten, daß sie oft unter schweren innern Kämpfen litten, sich einsam fühlten, sich nach Freundschaft und Liebe sehnten und es vorkommen konnte, daß der Gegenstand ihrer Liebe ihre Lehrerin war und sie für diese schwärmten. Mit feinem Takt wußte sie darauf einzugehen, so fein, daß es von den andern Seminaristinnen nicht als Parteilichkeit aufgefaßt wurde. Briefe von solchen Schülerinnen beantwortete sie ernst, ehrerbietig, mochten sie noch so überschwenglich sein: «Es ist lieb von Ihnen, daß Sie an meinen Geburtstag gedacht haben. Ihre Wünsche erwidere ich warm für das angebrochene Kalenderjahr, das für Sie mit dem theoretischen Abschlußexamen ja ein besonders wichtiges ist. Dahin werden Sie sich ruhig Schritt für Schritt führen lassen von Dem, der gesagt hat: ‚Ich bin bei euch alle Tage...‘» Ein andermal schrieb sie: «Wie wohl haben mir Ihre Zeilen getan... Ich war oft etwas deprimiert, daß ich

gerade mit Ihrer Klasse den richtigen Kontakt nicht fand. – Und dann sind natürlich die Stunden auch nie so gut, wie sie sein sollten. Daß ich Ihnen trotzdem etwas habe bieten können, erstaunt mich und beschämt mich beinahe.»

Einer Schülerin, die in schwärmerischer Liebe an ihr hing, gab sie nach Abschluß des Seminars weiterhin Englischstunden. Jeden Monat einmal läutete die junge Lehrerin um halb drei Uhr am Waldhöhweg. Fräulein Doktor öffnete die Türe, begrüßte sie herzlich, fragte nach dem Ergehen und führte sie in ihre Wohnung. Auf dem Tisch in der Mitte des Wohnzimmers lagen die Englischbücher schon bereit. Vor dem Sofa links neben der Türe stand ein fahrbares Bedienungstischchen, auf dem zwei Teegläser, Zucker und Süßigkeiten liebevoll bereitgestellt waren. Ohne viel Zeit zu verlieren, machten sich die beiden an die Arbeit. Die junge Lehrerin las ein paar Zeilen und mußte sie übersetzen. Wenn sie steckenblieb, half ihr Fräulein Doktor weiter. Ungefähr nach zwei Stunden ging diese in die Küche und setzte Teewasser auf. Irgend jemand hatte ihr eine Pfanne geschenkt, die piff, wenn das Wasser kochte. Fräulein Doktor war stolz darauf. Wenn es soweit war, richtete sie den Tee an, brachte ihn sorgsam Schritt für Schritt und schenkte ein. Die beiden setzten sich aufs Sofa. Und nun kam das, worauf sich das Mädchen schon den ganzen Monat gefreut hatte: Es konnte mit seiner Lehrerin plaudern. Sie war eine geduldige ZuhörerIn, wenn es von seinen Schulfreuden und -nöten sprach, und gab ihm

manchen Rat. Sie erzählte ebenfalls, zwar selten von sich selber, aber von den Nichten und Neffen, oder was sie aus der Neuen Mädchenschule wußte. Von ihrer Schriftstellerarbeit sprach sie fast nie. Wohl sah es etwa ein Manuskript auf dem Pult liegen, aber nie hätte es gewagt, etwas darüber zu fragen. Gegen sechs Uhr verabschiedete es sich. Ein bißchen traurig, daß der Nachmittag schon vorbei war, nachdenklich alles wiederholend, was Fräulein Doktor erzählt hatte, kehrte es heim. Und Helene von Lerber? Die Vielbeschäftigte hatte einen ganzen Nachmittag geopfert, um einer einfachen Landlehrerin etwas Englisch beizubringen, nur weil sie wußte, daß diese sie nötig hatte, daß sie ihr einen Halt geben konnte. Das war dann besonders der Fall, als ihr Vater unerwartet an einem Unglücksfall starb. Sie klagte, sie sei verbittert und hadere mit Gott, daß er so etwas habe geschehen lassen. Darauf schrieb Helene von Lerber: «Ich freue mich darüber, wenn ich Ihnen in dieser schweren Zeit helfen kann. Es kommt manchmal im Leben so vor, daß man infolge eines schweren Erlebnisses den Glauben zu verlieren meint. Aber er ist wohl nur zugedeckt und kommt dann um so gekräftigter und zu neuem Leben erwacht wieder hervor. Es ist ja so, daß wir begreifen lernen müssen, daß Gottes Gedanken nicht unsere Gedanken sind. Aber Er ist kein Spielverderber, wie wir oft fälschlicherweise wähnen, nein, Er hat uns in allem Schweren, das Er uns schickt, lieb. Dazu muß man erst einmal ja sagen; dann erst läßt Er uns an Seiner Hand weitere Schritte

tun. – Vielleicht können wir über all das das nächste Mal, wenn Sie zu mir kommen, sprechen. Für heute wünsche ich Ihnen und Ihren Lieben einen getrosteten Übergang ins neue Jahr unter dem Motto: ‚Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt, wo Du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit.‘»

Fräulein Doktor fand auch Zeit, ehemalige Schülerinnen zu besuchen. Einmal reiste sie zu einer Lehrerin in den Oberaargau. Da der Weg von der Bahnstation zum abgelegenen Schulhaus weit war, fuhren sie in einem Mietauto. Beim Aussteigen bestellten sie das Auto für die Rückfahrt am Abend. Sie verbrachten einen schönen Nachmittag. Erinnerungen aus der Kindheit stiegen in Fräulein Doktor auf, als sie die altertümliche Schulstube mit dem schwarzen Zylinderofen und den tintenbekleckten Pültchen betrat. Auf einem Spaziergang genoß sie die sanft gewellte Landschaft des Oberaargaus und die gemauerten Bauernhäuser mit den Fenstern, die oben eine Rundung hatten wie alte Patrizierhäuser. Nach einem einfachen Nachtessen rüsteten sie sich zum Gehen. Sie warteten auf das Mietauto. Es erschien nicht. Die junge Lehrerin war ganz verzweifelt und wollte anläuten, konnte aber nicht, weil bei einem schweren Unwetter am Tag vorher die Leitung beschädigt worden war. Fräulein Doktor sagte gelassen, wenn kein Auto komme, gehe man eben zu Fuß. Sie fahre mit einem späteren Zug heim. Zum Glück habe sie diesen Abend nicht Kirchgemeinderatssitzung. Als sie sah, daß ihre einstige Schülerin den Kopf hängen

ließ, faßte sie sie tröstend bei der Hand und versuchte sie auf dem vierzigminütigen Weg immer wieder aufzuheitern. Daß sie erst kurz vor Mitternacht in Bern ankam, darüber klagte sie nicht mit einem einzigen Wort.

Viel Liebe strömte sie aus auf die Mädchen im Erziehungsheim Brunnadern, dessen Sekretärin sie jahrelang war. Fräulein Bähler, die Vorsteherin, schrieb in einem Brief: «Ihre Fürsorge und Liebe galt den uns anvertrauten jungen Mädchen und auch allen Mitarbeiterinnen im Heim. Alle drei bis vier Wochen kam Fräulein Doktor zu einem Vorleseabend. Ihre Erzählungen waren immer fröhlich, es waren meistens Familiengeschichten, die uns die guten und schweren Tage schilderten, die aber für unsere Mädchen unvergeßlich bleiben. Durch ihre vornehme, schlichte Art suchte sie auch jedem den Weg zu weisen zu unserem großen Helfer. An den Weihnachtsfesten diente uns Fräulein Doktor mit einer Ansprache. An unserem hundertjährigen Jubiläum bearbeitete sie in einer Aufführung die Geschichte des Brunnadernheimes, seinen Anfang, seinen Alltag, und half sogar mit im Kleid einer Berner Patrizierin. Dann wieder erzählte sie uns von ihren großen Reisen ins Heilige Land oder an den deutschen Kirchentag und ließ uns teilnehmen an ihren Erlebnissen. Immer dachte sie auch an unsere Heimfamilie und sandte Kartengrüße.»

DIE SCHRIFTSTELLERIN

Im mündlichen Verkehr war Helene von Lerber zurückhaltend; in den Werken jedoch hat sie ihr Inneres enthüllt. 1930 veröffentlichte sie in der «Garbe», einer von Rudolf von Tavel gegründeten Familienzeitschrift, die Geschichte einer entsagenden Liebe, «Die Himmelsbraut». Ein Jahr später kam diese bei Friedrich Reinhardt in Basel als Stabbuch heraus. In den folgenden Jahren erschienen in der «Garbe» und im Jahrbuch «Die Ernte» neben andern kleineren Erzählungen drei der Liebesgeschichten, die sie 1956 im Bändchen «Das Tor» vereinigte. Aus tiefer Verehrung für Rudolf von Tavel entstanden «Das christliche Gedankengut in der Dichtung Rudolf von Tavel» (1941), «Bernische Landsitze aus Rudolf von Taveln Werken» (1943) und «Mit Rudolf von Tavel auf dem Buchholterberg» (1954). In den «Mitteilungen aus der Neuen Mädchenschule» erschienen Reiseberichte, Aufsätze und viele Buchbesprechungen. Für die «Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde» schrieb sie «Aus dem Leben der bernischen Arztfrau Margaretha Hartmann, geb. König, 1776–1814» und «Margaretha von Fellenberg, geb. von Tschärner». Einige Erzählungen veröffentlichte

sie in den «Guten Schriften» und in der Reihe «Für dich erzählt». Die erste größere Novelle, «Am Husenstein», gab sie 1943 heraus, den ersten Roman, «Die Geführten», 1946.

Die Erzählung «Am Husenstein» spielt in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Konstanz. Sie schildert die Begegnung eines Kriegsinvaliden und eines verwachsenen Mädchens, die beide verbittert sind. Der Mann, Harald Klingen, betrachtet sich nur noch als ein «Stück abgedankten Lebens». Er lehnt sich gegen das ungerechte Schicksal auf, er sieht kein weises, göttliches Regiment, sondern nur blinden Zufall. Das Mädchen, Hanna, kann vom unglücklichen Ich nicht loskommen. Es ist eifersüchtig auf die Braut seines Bruders. Das warme Mitgefühl, das es für den Invaliden empfindet, wächst zu heißer Liebe. Da gesteht er, daß er Vater eines Kindes ist, und fragt Hanna, ob sie nach seinem Tod dem Knaben die Mutter, die er nie besessen habe, ersetzen wolle. Sie hat auf seine Liebe gehofft und soll nun ja sagen zu einem großen Opfer, nicht zum ersehnten Glück. Obschon sie bisher geglaubt hat, Menschen könnten durch Selbstüberwindung zur Reife gelangen, wird sie vom Elend überwältigt und will sich das Leben nehmen. Die Braut des Bruders verhindert das Unglück und sagt ihr, daß der Mensch sich nicht selber reif machen könne, daß es dazu Gottes Gnade bedürfe. Hanna nimmt das Opfer auf sich. Ihre Zusage gibt dem Invaliden kurz vor dem Tod den verlorenen Glauben an einen barmherzigen Gott wieder.

Im Mittelpunkt des Romans «Die Geführten» steht Bruder Andreas. Als Erweckungsprediger hat er in jungen Jahren einen großen Einfluß auf seine Zuhörer ausgeübt. Er hat geglaubt, Seelen für Christus zu gewinnen, und nicht gesehen, daß sie nur im Banne seiner Persönlichkeit standen. Da machte ihn Gott zum Waisenvater in Ladbach. Er opferte die Laufbahn und den Wunsch nach Ehe und Familie seiner Berufung. Nur sein eigenes Ich vergaß er hinzugeben. Er will alles allein schaffen. Da ergreift ihn Angst, er wird verzagt, bis er einsieht, daß Gott sein Ich führen muß. Um Bruder Andreas gruppiert sich eine Schar anderer Gestalten: Frau Elisabeth, Pfarrer Wohlgemuth, der Lehrer Kümmerlich und junge Studierende. Es steht nicht in seiner Macht, ihnen zu helfen, aber sein bloßes Dasein verleiht vielen Beruhigung und Halt. Der Sinn des Buches läßt sich in einem Wort des Andreas zusammenfassen: «Für jeden Menschen, der sich seiner Führung übergeben hat, hat Gott einen besonderen Lebensweg in Aussicht genommen. Für keinen Menschen ist er ganz gleich wie für den andern, wenn auch das Ziel das gleiche ist. Gott paßt jedem seiner Kinder seine Lebensaufgabe an. Es kommt alles darauf an, ob wir uns von ihm auf den rechten Weg führen lassen, oder ob wir widerstreben» (Kapitel 14).

Helene von Lerber schrieb ihre Bücher nicht in Bern. An jedem fremden Hoteltisch glitt ihre Feder besser über das Papier als daheim. In den Frühlings- und Winterferien arbeitete sie oft auf der Haltenegg,

wo sie immer das gleiche Zimmer mietete. Die eigentliche Schriftstellerheimat aber lag am Genfersee. Eine Freundin von ihr führte in Cornaux bei Chamby ein Ferienhaus, die «Ermitage». Zum erstenmal weilte Helene im Sommer 1946 hier, als sie von der Neuen Mädchenschule Urlaub erhalten hatte, um die Meyer-Biographie zu schreiben. Sie bewohnte ein Stübchen, das nur durch eine Tür von außen her zugänglich war und von keinem andern Zimmer aus erreicht werden konnte. Sie taufte es Klaus. Jeder Klausenbewohner schrieb zum Abschied etwas auf einen Zettel und heftete diesen an die Wand, so daß die Klaus ganz tapeziert war mit allerlei Sprüchen. An einer Wand hing eine farbige Wiedergabe der Kreuzigung von Matthias Grünewald. Vor dem Klausenfenster plätscherte unablässig ein Brunnlein, das in einer grünen Wildnis dahinträumte. Eine Rabatte neben dem Eingang zur Klaus war Helenes Gärtchen, wo sie mit viel Liebe Blumen pflanzte und oft am Sonntag ein Sträußchen schnitt, um es auf den Mittagstisch zu stellen.

Sie stand früh auf, manchmal schon um vier Uhr, und wanderte in den Morgen hinaus. In der Stille der Natur sammelte sie Kraft, um das bevorstehende Tagewerk zu verrichten. Sie schritt durch dunkle Tannenwälder, über gewelltes Weideland. Sie lauschte dem Vogelgesang und erlebte den Aufgang der Sonne, die mit unsichtbarer Hand den Nebel über dem Genfersee zerriß. Innig fühlte sie sich mit der Natur verwandt. Am meisten liebte sie den Herbst,

die Zeit des Reifens und Sterbens. Um acht Uhr erschien sie, oft mit einem Strauß Wiesenblumen in der Hand, eilig zum Frühstück. Manchmal fand ihre Freundin an der Klausentüre einen Zettel, worauf stand, sie kehre erst um neun oder zehn Uhr heim.

An Leib und Seele erfrischt begann sie zu arbeiten. Bei schönem Wetter schrieb sie draußen in der Nähe der Klausen unter einem Sonnenschirm, bei schlechtem Wetter auf ihrer «Veranda», wie sie den Klauseneingang nannte. Wenn sie von der Arbeit aufblickte, schweiften ihre Augen über grüne Matten und laubige Bäume. Hatte sie Hunger, so pflückte sie ein paar Beeren oder Zwetschgen. Für die andern Ermitagebewohner, die etwa vorbeigingen, hatte sie immer ein freundliches Wort bereit, ohne sich dadurch stören zu lassen. Sofort legte sie die Feder ab, wenn sie jemandem etwas helfen konnte. Nach dem Essen trocknete sie das Geschirr ab. Sie rieb eifrig Teller und Tassen und freute sich dazu an der prachtvollen Aussicht auf die «Pleïades». Am frühen Nachmittag schaltete sie ein Ruhestündchen ein. Dann arbeitete sie weiter bis am Abend. Im ersten Ermitagesommer, als sie das Buch über C. F. Meyer verfaßte, nahm sie sich vor, jeden Tag sieben Seiten zu schreiben. Ende September reiste sie mit dem fertigen Werk nach Bern. Am Abend las ihre Freundin den Feriengästen aus Werken von Schweizer Schriftstellern vor. Helene genoß diese Feierabendstunden sehr.

Ihr Schöpferdrang wurde oft durch Bilder ange-regt. So sah sie einmal in Konstanz in einer kleinen

Anlage, in der sich der Gedenkstein an Johannes Hus befand, einen Kriegsinvaliden, der in einem Fahrstuhl ruhte, und ein buckliges Mädchen neben ihm. Dieses Bild ließ sie nicht mehr los, bis sich daraus die Erzählung formte. Manchmal gestaltete sie eine Geschichte aus einem innerlichen Bild: «...ich sehe eine Situation vor mir, und sie wird zum Kern einer Erfindung, die sich dann wie eine Frucht aus diesem Kern entwickelt. Oft beginne ich zu schreiben, ohne das Ende meiner Erzählung zu kennen. Ich lasse mich überraschen. Eine unsichtbare Hand leitet mich; der Gang der Geschichte wird mir gleichsam diktiert. Ich habe nur zu horchen und zu gehorchen» (über den Roman «Im Glashaus»)*. Es kam auch vor, daß sie eine Erzählung träumte und den Traum bloß niederzuschreiben brauchte («Mädchen in Rot»). In den Biographien vereinigten sich wissenschaftliche Genauigkeit und künstlerisches Gestalten.

Dem Werk über C. F. Meyer (1949) gab sie den Untertitel «Der Mensch in der Spannung». Sie geht vom Wort aus, das Meyer seinem Hutten in den Mund gelegt hat: «...ich bin kein ausgeklügeltes Buch. Ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch.» Diesen Widerspruch, diese Spannung, in die jeder Mensch hineingestellt ist, die aber nicht von allen gleich tief erlitten wird, versucht sie in Meyers Leben und Werk aufzudecken. Sie zeigt, daß der Zwiespalt durch äußere und innere Gegebenheiten veranlaßt wurde. Meyer

* Schweizerischer Frauenkalender 1963.

litt schmerzlich darunter, besonders in den Jugendjahren, wo er scheinbar fruchtlos um den Dichterberuf rang. Einerseits hemmte ihn die Spannung, andererseits trieb sie ihn doch zu künstlerischer Gestaltung. Lang und mühsam war der Weg, der dahin führte. Seine Dichtung zeigt, daß er um die Befreiung aus dem Zwiespalt wußte:

«Die Rechte streckt ich schmerzlich oft

In Harmesnächten

Und fühlt gedrückt sie unverhofft

Von einer Rechten...» (In Harmesnächten)

Geschichtliche Belege bildeten das Gerüst des Romans «Marie-Marthe» (1951), in dem Helene von Lerber den Lebensweg einer Hugenottin verfolgte. Als Tochter eines reichen Bankiers erlebt Marie-Marthe Aubert in Paris zur Zeit Ludwigs XIV. eine sorglose Kindheit. 1685 hebt der König das Edikt von Nantes auf. Unter der Bedingung, daß die elfjährige Marie-Marthe seine Frau werde, verhilft ein in französischen Kriegsdiensten stehender Schweizer, Capitaine Schellenberg, Mutter und Kind zur Flucht vor unmenschlicher Verfolgung. Es erweist sich bald, daß Madame Aubert ihr Vertrauen und ihr Geld einem Unwürdigen geschenkt hat. Sie und ihre Tochter müssen in der Schweiz in sehr bescheidenen Verhältnissen leben. Viel Leid hat Marie-Marthe zu ertragen, bis Pierre Chiffelle sie heiratet und sie nach den schweren Jahren der Scheinehe mit Capitaine Schellenberg endlich als Gattin und Mutter ihr natürliches Frauenschicksal erfüllen darf. Obschon sie

sich ihre Stellung in Neuenstadt bitter erkämpfen muß, wurzelt sie allmählich hier ein. Sie vergißt aber nicht, daß sie eine Pilgerin ist und das Leben nur als Weg zur eigentlichen, wahren Heimat betrachten darf: «In Gottes Stadt beheimatet sein und die Erde als Brücke benützen!»

Der Roman «Im Glashaus» (1954) besteht aus Tagebuchberichten einer Bäuerin, einer jungen Lehrerin und eines alten Pfarrers. Die existenzialistisch eingestellte Lehrerin, Karin Müller, glaubt nicht, daß sie in ihrem Amt Verpflichtungen hat der öffentlichen Meinung gegenüber, daß sie in einem Glashaus sitzt und ihr Tun dadurch ein besonderes Gewicht bekommt. Sie verliebt sich in den Bauern und Schulkommissionspräsidenten Samuel Graber und verleitet ihn zum Ehebruch. Dessen kränkliche Frau, Vroni, leidet unsäglich darunter, daß der Gatte ihr entgleitet. Als Existenzialistin lehnt Karin jede Verantwortung den Mitmenschen gegenüber ab; sie denkt nur von sich aus und will nichts von Sünde wissen. Erst ein Autounglück, bei dem Samuels Bublein stirbt und Karin schwer verletzt wird, vermag die zerbrochene Ehe zu heilen und Karin eine verantwortungsbe-
wußte Lebensauffassung zu geben. Das Buch führt zur Erkenntnis, daß jeder Mensch in einem Glashaus sitzt, durch dessen Wände nicht nur die Mitmenschen, sondern auch Gott blickt. «Wenn wir die rechte Liebe zu unseren Mitmenschen besitzen, dann gebärden wir uns in unserem Glashaus nicht so, daß es die Zuschauer beleidigt, und wenn wir die rechte Liebe zu

Gott haben, dann leben wir ihm zu Gefallen und nicht zur Betrübnis.»

1961 erschien die Biographie «Oben bleiben!». So hieß der Leitspruch der tapfern Glarnerin Emilie Paravicini-Blumer (1808–1885). Sie verglich in einem Brief ihr Leben mit einer Quelle, «die frisch, lebendig und hoffnungsreich hervorsprudelte und, zwei Schritte später, sich spurlos im Sande verliert». Ihr Vater, der bekannte Molliser Arzt Johann Jakob Blumer, führte sie als Kind in die Heilkunde ein, und sie durfte ihn auf vielen Krankenbesuchen begleiten. Mit siebzehn Jahren wurde das vielseitig begabte und gebildete Mädchen mit einem geistig und körperlich kränkelnden Sohn des Ratsherrn Johannes Paravicini verheiratet. Es war unendlich schwer für die junge Frau, auf Kinder zu verzichten und es als ihre Aufgabe zu betrachten, das verkümmerte innere Leben ihres Mannes aufzurichten und ihn möglichst glücklich zu machen. Es kamen Stunden unsäglichen Jammers, Jahre innerer Kämpfe und Entsagung. Gleichwohl versuchte sie ihre Kräfte für die Mitmenschen einzusetzen. Sie sah es als ihre Bestimmung an, da helfend einzuspringen, wo Hilfe am notwendigsten war. Sie war eine Stütze für Eltern und Geschwister; später umsorgte sie die Nichten und Neffen. Sie half mit bei der Sammlung für polnische Flüchtlinge und wurde dadurch mit der gräflichen Familie Bentzel-Sternau befreundet. Schon vor der Gründung der Arbeitsschule für Mädchen versammelte sie eine Schar von Kindern um sich und lehrte sie stricken und nähen.

Auch für die Brandgeschädigten von Glarus setzte sie sich tatkräftig ein. Daneben las sie viel und führte einen großen Briefwechsel. Nach dem Tod ihres Gatten, mit über sechzig Jahren, vertiefte sie sich in die Homöopathie. Sie hatte die Gabe, den Sitz vieler Leiden richtig herauszufinden. Es suchten bald viele Kranke bei ihr Rat, zuerst Bedürftige, von denen sie sich nicht bezahlen ließ, bald auch Leidende aus höheren Volksschichten. Als sie starb, trauerten viele Arme und Kranke um die große Wohltäterin.

In «Liebes altes Pfarrhaus» (1963), im letzten Buch, das Helene von Lerber schrieb, hielt sie ihre Erinnerungen an die Kindheit in Trubschachen fest. Einfach und wahrheitsgetreu schildert sie diese glückliche Zeit. Sie erzählt wie ein plätscherndes Brunnlein. Sie führt den Leser in das alte, baufällige Pfarrhaus. Er erlebt mit, wie sie als kleines Kind nach und nach die Umwelt erobert. Er nimmt teil an ihren Spielen, an ihren Freuden und Nöten. Er lernt ihre Eltern kennen und ihre Geschwister, die vielen Verwandten und Gäste. Und dann muß er plötzlich an die eigene Kindheit zurückdenken. Hat er nicht auch Ähnliches erlebt, gefühlt und gelitten? Längst vergessene Erlebnisse steigen auf, längst gestorbene Menschen ziehen an ihm vorüber. Aber Helene von Lerber heißt den Leser nicht nur zurückblicken, sondern auch vorwärts. Der Abbruch des Pfarrhauses mahnt uns daran, «daß wir auf Erden eben, keine bleibende Statt' haben, wie es in der Bibel geschrieben steht, sondern, daß wir die zukünftige suchen sollen'.»

Als Helene von Lerber einige Tage bei einer ehemaligen Schülerin weilte, brachte ihr eine etwas neugierige Posthaltersfrau Briefe aus verschiedenen Ländern und sagte: «Gället, dir heit ke feschte Wohnsitz?» Sie hatte damit nicht ganz unrecht. Ein übermächtiger Erlebnisdrang ließ Helene von Lerber keine Ruhe. Die vielen Ausflüge, die sie unternahm, hatten meistens einen bestimmten Zweck. Oft wollte sie damit jemandem Freude bereiten. So besuchte sie eine Nichte, die ein Jahr im Welschland zubrachte. Mit Tante Ideli fuhr sie einmal nach Neapel, ein andermal auf einem Rheinschiff nach Rotterdam. Gerne kehrte sie bei ihrem Patensohn ein, der Pfarrer war. Auf manchem Ausflug sammelte sie Stoff für die Heimatbücher. Wegen Marie-Marthe reiste sie nach Neuenburg und nach Courtelary; Emilie Paravicini-Blumer verfolgte sie bis auf den San Bernardino und an den Walensee.

Gerne suchte sie Spuren großer Menschen. Sie besichtigte die Meersburg, wo Annette von Droste gelebt und gearbeitet hat, das Goethehaus in Wetzlar,

* Pilgrim und Reisender. C. F. Meyer, Das Amulett, 8. Kap.

Roseggers Geburtshaus in Alpl, Beethovens Geburtshaus in Bonn, das Spittelerdenkmal in Liestal, das Rilke-Museum in Sierre und das Wagner-Museum in Luzern. Auf dem protestantischen Friedhof in Rom fand sie August von Goethe, Shelley, Keats, Wilhelm von Humboldt und den Landschaftsmaler Philipp Fohr.

Wenn sie einige Zeit in Bern gelebt hatte, wurde sie unruhig. Das Fernweh befiel sie. Die Sehnsucht wurde so stark, daß sie von fremden Ländern träumte. Wenn es ihr die Arbeit erlaubte, zog sie los. Es machte ihr nichts, allein zu reisen. Sie war keineswegs ängstlich und fuhr zum Beispiel seelengetrost von Paris aus in einem Mietauto in eine abgelegene Ortschaft. Die Auslandsreisen beglückten sie, füllten ihr Gemüt mit Eindrücken und gaben ihrem Denken einen weiten Horizont. Ihr Herz war offen für Naturschönheiten. Sie fühlte sich wirklich auf der Insel der Seligen, als sie vom Asklepioion in Kos aus den Blick über die fruchtbare Ebene schweifen ließ, auf die Säulen, die Zypressen, die prächtigen Eibisch-Blüten, die gelben Margriten, die Kallas mit den großen, gestielten Blättern und die Schwertlilien, auf das märchenhaft gefärbte Meer und die Wolken über der kleinasiatischen Küste, die Schatten auf die Felsen warfen. In Rom freute sie sich an den vielen Bäumen, den Pinien, Eichen, Kastanien, Eukalyptus, Birken, Tannen. Im Mai 1962 schrieb sie von Sanary an der Riviera aus: «Ich bin glücklich am tiefblauen Meer und trinke all die Schönheit mit meinen Augen, was

die Wimper hält'. In allen Gärten blühen die Rosen und an den Hängen leuchtet der Ginster...»

Tief beeindruckte sie die bildende Kunst, so in Florenz das unvollendete Grabmal, das Michelangelo für sich entworfen hatte, einzelne Werke aus der Gemäldegalerie des Vatikanischen Museums, die frühchristlichen Fresken der Santa Maria Antiqua in Rom, San Clemente, die herrliche frühchristliche Basilika Roms. In der gleichen Stadt erschien ihr als ein Wunder von Schönheit und Mystik die Kirche Santa Prassede, die sie mehrmals besuchte.

Am heftigsten erschütterte sie im Frühling 1951 die Reise ins Heilige Land. Im Reisebericht, den sie in der «Garbe» veröffentlichte, schrieb sie: «Man verläßt das Heilige Land in anderer Verfassung als andere Länder, die einst Ziel einer Reise waren. Es ist, wie wenn ein Stück Herz zurückgeblieben wäre und sich Heimatrecht erworben hätte. Land der biblischen Erinnerungen und Land der biblischen Verheißungen! Land, in dem sich der irdische Lebenslauf dessen abgewickelt hat, der da war, und der da ist, und der da kommt. Land, das Ihn wieder sehen wird!»

Helene von Lerber wußte, daß ihre Sehnsucht nicht nur aus Erlebnisdrang und Abenteuerlust floß. Sie betrachtete diese unruhvolle Bewegung der Seele als ein Merkmal des Christenmenschen in der Welt. Der Christ fühlt, daß die Erde nicht seine wahre Heimat ist. Er ist ein Pilger, der sich nach dem Unendlichen sehnt, den es in die Weite treibt. Wie oft dachte

Helene von Lerber an das Meyersche Wort «Pèlerin et Voyageur». Daß sie hier keine bleibende Stätte hatte, wurde ihr in den letzten Jahren oft in Erinnerung gerufen. Im Frühling 1960 nahm sie Abschied von der Neuen Mädchenschule. Wenn sie sich auch sehr darauf freute, nun ganz dem Schriftstellerberuf zu leben, so war es doch ein schmerzlicher Schritt. Dann traten der Reihe nach ihre Schwäger, die alle Pfarrer waren, in den Ruhestand. Im Sommer 1962 verkaufte ihre Freundin die Ermitage in Cornaux. Helene von Lerber verlor dadurch ihre geliebte Schriftstellerheimat. Sie schied voll des Dankes von dem Ort, wo sie siebzehn Jahre immer wieder so glücklich hatte sein dürfen. Auf der letzten Seite des Heftes, in das sie Lichtbilder von der Ermitage geklebt hatte, schrieb sie:

«Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück»*.

Der Januar 1963 brachte ihr viel Leid: «...eins kam nach dem andern, und oft kommt es mir vor, es sei fast zu viel Ereignishaftes in den ersten Monat dieses Jahres gepreßt gewesen. Am 30. Dezember hatte meine Tante in Richterswil einen Hirnschlag erlitten und kam dann bis zu ihrem Heimgang am 7. Januar nicht mehr zum Bewußtsein. Am 10. fand die Beerdigung in Richterswil statt. Und nun schließt sich für mich das dortige großelterliche Haus für immer,

* Worte des Dichters Karl Förster, 1784-1841.

in dem ich 65 Jahre lang eine zweite Heimat hatte, in der ich mindestens einmal im Jahr für kürzere oder längere Zeit einkehrte... Am 20. Januar verlor ich dann durch den Tod einen sehr lieben Bekannten vieler Jahre, Professor Ernst Gaugler von der christkatholischen Fakultät der Universität Bern. Bei ihm hatte ich jeweilen das Rüstzeug zu meinen Religionsstunden geholt an der Universität und in Gesprächen auf der Haltenegg, wo wir uns oft in den Ferien trafen. Dieser Tod ist mir sehr nahe gegangen.»

Ende Februar weilte sie eine Woche bei einer ehemaligen Schülerin, die in Schwarzenburg Lehrerin war. Jeden Morgen, wenn diese mit dem Unterricht begann, zog Helene von Lerber mit Stock und Stiefeln in die herrliche Schneelandschaft hinaus. Am Mittag, wenn die Schule aus war, kehrte sie zurück. Einmal erzählte die Lehrerin beim Mittagessen von einer Kollegin, die die Erstkläßler in den Schnee schreiben ließ. Beschämt gestand Helene, sie habe diesen Vormittag auch in den Schnee geschrieben. Und auf die Frage, was denn, antwortete sie: «SOLI DEO GLORIA*.»

Anfangs April erlebte sie eine große Freude. Nach langer Wartezeit des Hoffens und Bangens erhielt sie vom Vadian-Verlag in St. Gallen Bericht, ihre Kindheitserinnerungen seien zum Druck angenommen. Jetzt konnte sie die bevorstehende Reise doppelt genießen. Dem Bruder und dessen Frau wollte sie das

* Gott allein die Ehre.

Heilige Land zeigen. Die Flugkarten waren für Ostern bestellt. Mit unendlicher Freude bereitete sie sich vor. Sie verabschiedete sich von den Geschwistern, Verwandten und Bekannten. Sie wollte möglichst alles erledigen. So schrieb sie am Ostersonntag noch einer ehemaligen Schülerin, die gerade die Mutter verloren hatte. Als dieser Brief ankam, lebte Helene von Lerber nicht mehr. Ein Hirnschlag hatte am 13. April, am Ostersonntagabend, ihr reiches, erfülltes Dasein ausgelöscht. Fünf Minuten vor Mitternacht hatte sie ihre letzte große Reise angetreten.

Eine große Trauergemeinde nahm am 17. April in der Johanneskirche und auf dem Schoßhaldenfriedhof schmerzlich bewegt von ihr Abschied. Doch nicht nur Schmerz, sondern auch Dank ließ die Herzen erzittern. Dank für das, was Helene von Lerber uns gegeben hat, und für das, was sie uns jetzt noch gibt in ihren Werken!

HELENE VON LERBERS WERKE

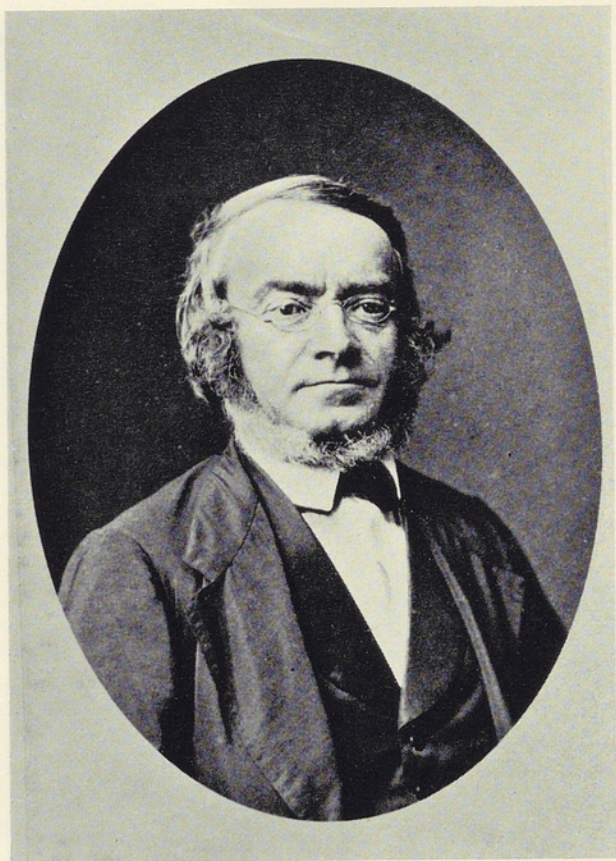
- 1924 Der Einfluß der französischen Sprache und Literatur
auf Conrad Ferdinand Meyer und seine Dichtung
(Paul Haupt, Bern)
- 1931 Die Himmelsbraut (Friedrich Reinhardt, Basel)
- 1942 Jauchzet, ihr Himmel! (Friedrich Reinhardt, Basel)
- 1943 Am Husenstein (Evangelische Gesellschaft,
St. Gallen)
- 1943 Bernische Landsitze (Berner Heimatbücher 7)
- 1946 Die Geführten (Evangelische Gesellschaft,
St. Gallen)
- 1946 Bernische Pfarrhäuser (Berner Heimatbücher 28)
- 1947 Mädchen in Rot / Der Stein des Anstoßes
(Gute Schriften Bern)
- 1949 Conrad Ferdinand Meyer (Ernst Reinhardt, Basel)
- 1951 Marie-Marthe (Vadian-Verlag, St. Gallen)
- 1953 Die Fremde (Gute Schriften Bern)
- 1954 Im Glashaus (Vadian-Verlag, St. Gallen)
- 1954 Mit Rudolf von Tavel auf dem Buchholterberg
(Berner Heimatbücher 56)
- 1956 Das Tor (Vadian-Verlag, St. Gallen)
- 1956 Weihnachtswunder (Friedrich Reinhardt, Basel)
- 1961 Oben bleiben! (Tschudi, Glarus)
- 1961 Dein König kommt! (Friedrich Reinhardt, Basel)
- 1963 Liebes altes Pfarrhaus (Vadian-Verlag, St. Gallen)

INHALTSVERZEICHNIS

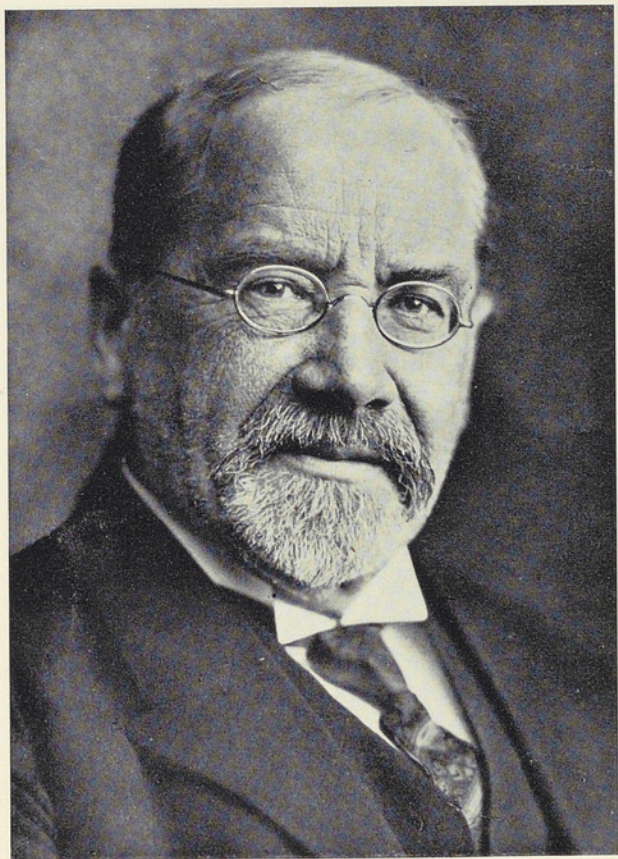
Kindheit und Jugend	3
Ora et labora	15
Menschliche Beziehungen	21
Die Schriftstellerin	28
Pèlerin et Voyageur	38



Gloria C. Larbee



Der Großvater, Theodorich von Lerber, 1823–1901, Gründer
des Freien Gymnasiums Bern.



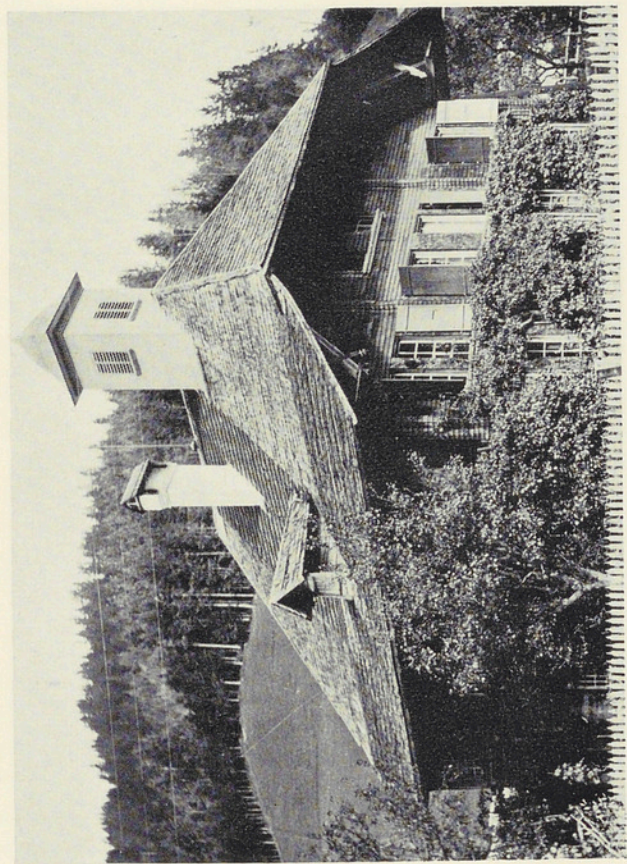
Der Vater, Pfarrer Theodor von Lerber, 1861–1931.



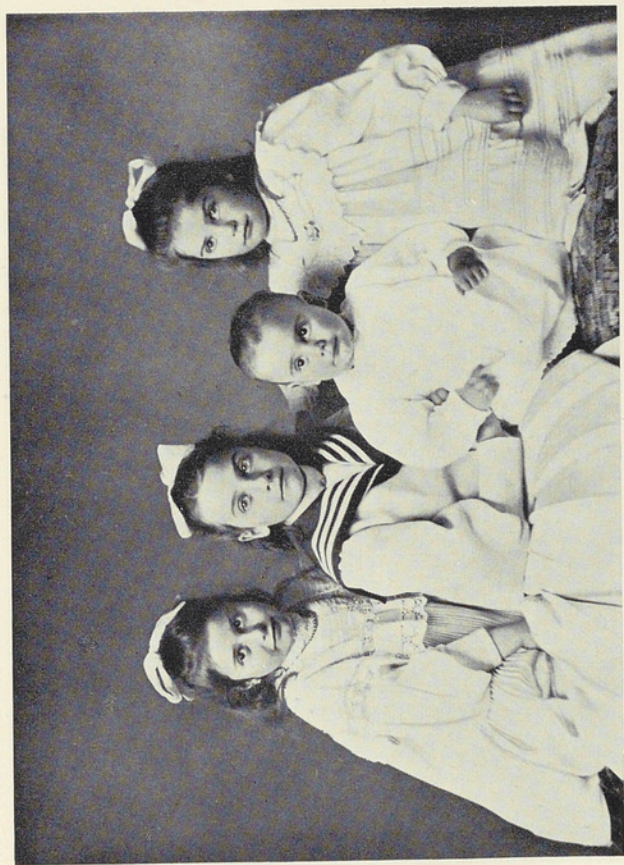
Die Großmutter mütterlicherseits, Fanny Landis-Hürlimann,
1845-1874.



Die Mutter, Fanny Helene von Lerber-Landis, 1865-1942.



Das «liebe alte Pfarrhaus» in Trubschachen.



Dora, Helene, Theodor und Ruth von Lerber.



Familie von Lerber. In der Mitte Mutter und Vater, links Ruth und Theodor, rechts am Tischchen Helene, Dora und Lilly.



Das Tanti, die Mutter, Dora und Helene von Wald-
höhweg in Bern.



In der Ermitage in Cornaux, Sommer 1953. Helene von Lerber am Eingang ihrer «Klause» schreibend. Rechts die Rabatte, wo sie Blumen pflanzte.